



Dieter Simon

## Zum akademischen Umgang mit Unwissen

›Scimus nescimus‹ ist veraltet. Keine Rede kann mehr davon sein, dass wir nichts wissen. Wir wissen viel zu viel. Und wir wissen, dass die tägliche Vergrößerung unseres Wissens unser Nichtwissen exponentiell steigert. Mit jeder Unterscheidung schaffen wir neue Räume, in denen sich die Fragen türmen. Wir werden sie nicht beantworten. Jedenfalls ›noch nicht‹. Vielleicht später. Vorläufig verzichten wir sogar darauf, neues Wissen zu erzeugen. Denn wir sind vollauf beschäftigt mit der Verwaltung unseres Nichtwissens.

Im Allgemeinen geht das gut. Für sich selbst braucht man nur die letzten Reste kindlicher Fragegewohnheiten zu eliminieren. Warum ist dies oder jenes so und nicht anders? Warum ist es überhaupt? Ausgedehnte Felder des Nichtwissens können durch das Unterlassen unbequemer Fragen zum Verschwinden gebracht werden. Auch im gesellschaftlichen Leben gibt es keine größeren Probleme, weil alle an demselben Übel leiden. Wer kein Kunsthistoriker ist, dem nimmt es niemand übel, wenn er zu Rembrandt nichts weiter zu sagen hat. Kann er den Mann beiläufig ins 17. Jahrhundert platzieren, gilt er bereits als gebildet. Die Übrigen schlagen an gegebener Stelle nach. Es soll Leute geben, die nicht wissen, was ›Trometamol‹ und ›Cetamocrogol‹ bedeuten. Na und? Es wird schon welche geben, die es wissen.

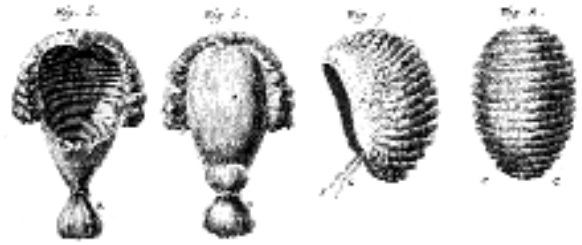
Wie die Gesellschaft fragmentiert ist, so ist das Wissen zersplittert. Ganze Bevölkerungsgruppen hantieren souverän mit Wissensbeständen, von denen andere auf dem gleichen Territorium nicht die geringste Ahnung haben. Spezialisten für den Leistungsstand und die Familienverhältnisse von Fußballern koexistieren mit solchen, die allenfalls wissen, dass es so etwas gibt. Nachbarn, die ein Motorrad vor den verblüfften Augen des Zuschauers nicht nur fahren, sondern auch auseinander nehmen und wieder zusammensetzen können, kaufen mit Liebhabern des Wrestling, von dem sie nichts wissen, beim selben Bäcker Brötchen. Und keiner der beiden Käufer hat eine

Vorstellung, wie die Brötchen zustande gekommen sind. Kleingärtner, die sich bei der Distinktion heimischer und ausländischer Pflanzen auszeichnen, haben Kinder, denen zwar keine Getreidesorte bekannt ist, die aber mühelos die Darsteller einer geläufigen Soap Opera auf der Straße erkennen würden.

Wir haben uns an unser Nichtwissen gewöhnt und damit abgefunden. Hartnäckiges Unwissen tötet die Neugierde. Man wird resistent. Die beruhigende Formel lautet, dass dieses potenzielle Wissen ›nicht wichtig‹ sei, womit gemeint ist, dass es für das eigene Geschäft oder das eigene Vergnügen nichts bedeutet.

Allerdings steht auch belangvolles Wissen häufig nicht zur Verfügung. Unangenehm vor allem dann, wenn man es sich nicht leisten kann, sein Unwissen einzuräumen. Zum Beispiel, weil einer als Experte gilt oder weil andere vertrauensvoll voraussetzen, dass er weiß, was er nicht weiß. Jetzt müssen Verhüllungsstrategien entworfen werden, komplizierte sprachliche Manöver, die dem Beobachter zugleich die Blößen verhüllen und Wohlhabenheit vorspiegeln sollen.

Manchmal hilft langes Reden und umständliches Formulieren. Überall stößt man auf die Spuren jener armen Teufel, die verzweifelt versuchen, sich mit geborgtem Licht vorteilhaft zu beleuchten. Wer einen Brief erhält, in dem zu lesen steht, »was die besondere Attraktivität bzw. das Alleinstellungsmerkmal Ihres Projektes ausmachen könnte, ist vielmehr die Verbindung des Besuches ausgewählter historischer Stätten mit der Aura der Betreuung dieses Zugangs durch die besondere Adresse Ihrer Institution«, versteht sofort, dass hier ein Politbürokrat den untauglichen Versuch unternommen hat, seine Inkompetenz für klare Entscheidungen hinter einer luftigen Gardine von Begründungsgeschwätz zu verbergen. Wer schreibt: »das Verstehen ist auf die Kenntnis der Menschheit gerichtet und nimmt insofern eine quasi-historische



Richtung an, aber auch eine faktisch-religiöse, denn die oberste Stufe der Erkenntnis ist eine individuelle, nicht mehr kommunizierbare innere Schau«, ist sichtlich von der obersten Stufe weit entfernt.

Eine bessere Strategie besteht in der Verwendung gestanzter Sprachblankette. Wer in einem Beratungsgremium unverfälscht erklärt, dass der vorliegende Vorschlag geeignet sei, ein »kaum überschätzbares Kulturgut endgültig zu ruinieren«, ist erst einmal außerhalb jeder Entblößungsgefahr. Niemand wird zugeben wollen, dass er im Schätzen und Überschätzen von Kulturgütern nicht hinreichend bewandert ist. Ähnliche Effekte erzielen die Scharlatane des Wissens, wenn sie, mit bedeutungsschwangerer Stimme die Worte ihres Vorredners wiederholend, diese »ergänzen«, indem sie sie »nachdrücklich hervorheben und unterstreichen«. Vor allem im politischen System und unter Geisteswissenschaftlern ist derlei Argumentation mit der Repetiertaste besonders verbreitet.

Das Mustergut der kollektiven, professionellen Verarbeitung von Unwissen ist allerdings das akademische System – vermutlich deshalb, weil dort neben dem meisten Wissen naturgemäß auch das größte Unwissen herrscht.

Vor mehr als 40 Jahren sah ich, wie mein bis heute ungeborenen verehrter akademischer Lehrer eine aufmerksam gelesene, viele Hundert Seiten starke Habilitationsschrift mit der knappen Feststellung, es handele sich um eine zum vorgelegten Zwecke höchst geeignete Arbeit, weiterreichte. Ich fand mich tollkühn, fragte ihn aber dennoch, woher er dies wisse, denn es war offenkundig und wäre auch von ihm selbst nie bestritten worden, dass er von dem Gebiet, das der Kandidat bearbeitet hatte, nicht das Geringste verstand. Er lächelte gütig: »Ich verstehe nichts von der Sache, aber ich sehe, wie sie gemacht ist.« Er vertraute also darauf, dass seine lange und umfassende Kenntnis der Methoden und Arbeitsweisen der Disziplin ihn vor einem Fehlgriff bewahren würde.

Das war meine erste Erfahrung mit dem souveränen Umgang mit Unwissen. Er unterscheidet sich nicht fundamental von den heutigen Verfahrensweisen. Eine gewisse Delikatesse liegt lediglich im Umfang, in dem inzwischen von dieser Methode Gebrauch gemacht werden muss.

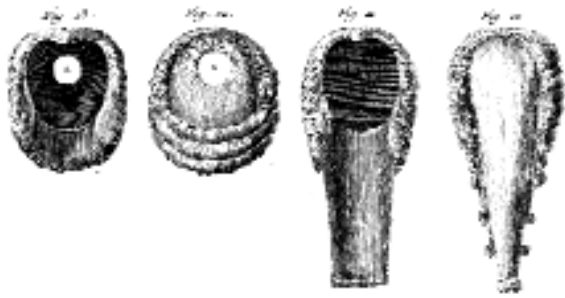
Eine Bedrohung des Verfahrens erwächst allerdings aus der Diversifikation der disziplinären Methoden und aus der notwendigen Verlagerung des Vertrauens aus der Person des Urteilers auf andere.

Da man sich selbst nicht mehr vertrauen kann, vertraut man denen, mit denen man gute Erfahrungen gemacht hat oder auf deren Wissen man sich verlässt. Wenn offensichtlich kompetente Kollegen eine Sache oder einen Menschen für tadellos erklären, ist man bereit, sie oder ihn ebenfalls für tadellos zu halten. Wer sich dieser Regel nicht beugen will, gerät unter starken Begründungsdruck. Er muss Informationen sammeln, Akten lesen und die kurzfristige Einarbeitung in Unbekanntes bewältigen. Am Ende kommt er zum gleichen Ergebnis und erkennt, dass er sich lediglich das Leben schwer gemacht hat. Die Investition von Vertrauen ist einfacher und wird außerdem von den Genossen verzinst.

Am reinsten enthüllt sich die alltägliche akademische Handhabung des Nichtwissens bei der Kooptation von Mitgliedern in größere disziplinär oder interdisziplinär zusammengesetzte akademische Gremien, zum Beispiel bei der Zuwahl von Fakultätskollegen oder Akademiemitgliedern. Da es sich in diesen Fällen um relativ große Korporationen handelt, die sich verpflichtet haben, nach fachlichen Kriterien zu entscheiden, muss regelmäßig mit Expertenkommissionen gearbeitet werden. Solche Kommissionen bestehen aus zwei oder – im seltenen Fall – drei Personen, welche den Forschungen möglicher Kandidaten so nahe stehen, dass man behaupten kann, sie würden diese weitgehend (wenn auch kaum jemals vollständig) durchschauen und in der Lage sein, ihre Relevanz zu beurteilen. Diese Gruppe wird mit einer Serie weiterer Mitglieder garniert, denen keine fachliche Kompetenz eignet, da sie nur die Aufgabe haben, gewisse Randbedingungen einer modernen Zuwahl (Geschlecht, pädagogische Qualität, Teamfähigkeit usw.) zu überwachen.

Die Kommission klärt unter Führung der hinlänglich Kompetenten die Lage. Dann fällt ihr die Aufgabe zu, ihre Resultate einer Kohorte von Ignoranten plausibel machen zu müssen. Das ist eine außerordentlich schwierige, aber eben deshalb auch sehr reizvolle Aufgabe, die große Fantasie und pädagogisches Geschick verlangt.

*Überall stößt man auf die Spuren jener armen Teufel, die verzweifelt versuchen, sich mit geborgtem Licht vorteilhaft zu beleuchten.*



Mit den einfachen Prädikaten des Lobes (gut, sehr gut, eminent, exzellent, ausgezeichnet, hervorragend usw.) lässt sich nicht viel erreichen. Fachliche Informationen sind ohnehin in der Regel vollkommen nutzlos. Es müssen so genannte Fakten angeführt werden, unter denen sich die Angesprochenen etwas vorstellen können und die nach verbreiteter Meinung Rückschlüsse auf die dem Urteil sich entziehende fachliche Qualifikation zulassen.

Wertvoll in diesem Zusammenhang sind also: Hinweise auf die Anzahl der Publikationen, auf Preise und Auszeichnungen oder auf den Umstand, dass andere, konkurrierende Einrichtungen sich um den Gepriesenen bemühen oder bemüht haben. Immer wirkungsvoll sind Deklarationen zur besonderen Leistungsbereitschaft eines Kandidaten, zu seiner Eignung für die Ausfüllung bestimmter Lücken etc., da diese Eigenschaften Entlastung bei der eigenen Arbeit versprechen. Bei guten arbeitsklimatischen Bedingungen und einem harmonischen Gefüge der Gesamtkorporation funktioniert dieses System einwandfrei. Missgriffe lassen sich selbstverständlich niemals vermeiden, werden aber ohne größere Friktionen und in der Hoffnung auf mögliche Reversibilität des Fehlers verdaut.

Indizien für Störungen sind zu erkennen, wenn sich in die Debatten Ausführungen über ›Fakten‹ anderer Art einschleichen. Etwa dann, wenn der Familienstand des Kandidaten und die Zahl und Beschaffenheit seiner Untugenden erörtert wird, wenn in einer juristischen Fakultät die hervorragenden Leistungen im Tennisspiel oder unter Historikern die unermüdliche Wanderlust des künftigen Mitgliedes zum Gegenstand aufmerksamer Betrachtung werden.

Was sich in solchen Interaktionen andeutet, ist der beginnende Ausbruch der geheimen Lustseuche des akademischen Systems: die Substitution fachlicher Inkompetenz durch privatmenschliche Kompetenz.

Es ist kein Zufall, dass erfahrungsgemäß kaum eine der fraglichen Korporationen jemals bereit ist, ihre fachliche Inkompetenz einzuräumen und der eingesetzten Expertenkommission selbst die Entscheidung zu überlassen. Die Mitglieder wollen immer selbst entscheiden. Was verständlich ist. Denn eine Kooptationsentscheidung sollte zwar, wie alle bezeugen werden, nur nach den für die Institution relevanten Kriterien fachlicher Qualifikation und gemeinschaftsrelevanter Befähigung gefällt werden. Da sie aber immer auch eine Entscheidung über

den eigenen Arbeitsplatz – über dessen Glanz, Bequemlichkeit und Zukunftschancen – darstellt und außerdem in das dienstliche und außerdienstliche Leben der Korporation eingreift, ruhen andere, unaufdeckbare Kriterien in großer Zahl unter der Oberfläche der Auswahl diskurse. Und für diese Kriterien besitzen die beteiligten Entscheider zweifellos eine erhebliche Kompetenz.

Aus dieser Konstellation erwächst die für universitäre und außeruniversitäre Geistesarbeiter folgenreiche Situation, dass die ignoranten Urteiler für sich die Gewissensfrage klären müssen, ob sie im Einzelfall ihrer Kompetenz oder ihrer Inkompetenz den Vorzug geben wollen. Ob sie ihr Unwissen mit dem zu seiner Verarbeitung eingesetzten Instrument neutralisieren sollen oder ihr »Wissen« an seine Stelle setzen wollen, um nicht mehr über eine schwierige Fachfrage entscheiden zu müssen, sondern eine simple Privatbefindlichkeit an die Macht zu bringen.

Entscheiden sie sich, wie naturgemäß recht häufig, für die zweite Möglichkeit, weil ihnen die hohe soziale Kompetenz zu einem Votum für Unwissen fehlt, entsteht jener unsägliche akademische Zank, der vielfach mit Genuss ausgekostet, meistens aber auch mit erheblichen Kränkungsfolgen durchlitten wird.

Eine Heilung ist nicht möglich, denn mit Wissen sachgemäß umzugehen ist immer viel schwieriger, als dem Unwissen seinen stracken Lauf zu lassen.